

Nr. 153. Bromberg, den 10. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Waldemar sah die beiden an und hob die Schultern. „Es gibt eine Menge außergewöhnlicher Menschen. Nein, nein — das trifft es nicht! Es läßt sich eben durchaus nicht sagen — es läßt sich nur fühlen. Manche fühlen es, manche gar nicht. Glauben Sie mir: Wenn Marianne heute — ach Gott, nein ... Oder angenommen, sie ginge von mir weg —: Mein ganzes Leben wäre inhaltslos. Es ist nicht auszudenken!"

„Jedenfalls", sagte der Sanitätsrat, um das sonderbare Gespräch in festere Bahnen zu lenken, „jedenfalls können Sie versichert sein, daß ich alles tun werde. Isa wird mir dabei helfen. Wann spielen Sie wieder bei uns?"

„Das ist es ja: Erst nach Neujahr! Das Geschäft in Wertenberg geht über Erwarten, ich kann meine Schulden langsam abtragen, wir haben jeden Abend volle Häuser, für die Feiertage sind auch Nachmittagsvorstellungen angesetzt; ich muß das alles mitnehmen, schon in Rücksicht auf meine Leute! Aber der Gedanke, Marianne hier allein zu lassen —"

„Rufen Sie jeden Mittag bei uns an!" sagte Isa freundlich. „Ich kann Ihnen dann immer sagen, wie es ihr geht."

*

Das Tauwetter war wirklich da. Sinklar beobachtete vom Fenster aus, wie dicke Schneegesimse von den Ästen herabstürzten, die der warme Wind beiseitebog. Er hörte das Wasser in der Dachrinne. Die Wolken waren tiefdunkelgrau und sahen aus, als ob sie eine schwere Last herunterwerfen wollten. Mit dem Winde kam Glockenklang: In der Stadt gingen die Leute wohl zum Nachmittagsgottesdienst; es war ja der 24. Dezember. Ja: Weihnachten ...

Sinklar hatte am Weihnachtsabend stets trübselig in irgendeinem Lokal gesessen und alle Menschen beneidet, deren möbliertes Zimmer nicht so einsam war wie das seine. Nun, einsam war es heute auch, aber er saß doch wenigstens weder in einer Wirtsstube noch in einem möblierten Zimmer, sondern in seinem eigenen Hause und sah in seinen eigenen Garten hinaus.

Er hatte sich alles gekauft, was zu einem Punsch notwendig war, und außerdem noch etwas, das er sich selbst zu Weihnachten schenkte: so wundervolle dicke Wollschuhe wie Hoffmann sie besaß. Er trug sie bereits an den Füßen, fühlte sich ungeheuer behaglich und dachte mit Vergnügen an den gemütlichen Abend, den er veranstalten würde. Ein ganz kleines bißchen Angst hatte er natürlich trotzdem noch: Angst vor dem Alleinsein und der völligen Stille; aber vielleicht konnte man den alten Hoffmann holen, der ja gewiß ebenso allein zu Hause saß.

Immerhin: Es ist doch wirklich schon recht gemütlich ... Hallo! Wer steht da an der Gartentür? Wer macht sie auf und kommt herein? Isa.

Er klopft, ganz unprogrammäßig aufgeregt, an die Scheibe. Isa lacht und winkt herauf und ist schon im Hause. Er läuft auf den Flur hinaus, tastet im Dunklen nach dem Lichtschalter, und als er ihn glücklich gefunden hat, ist sie schon auf den letzten Treppenstufen.

„O Gott, Herr Ingenieur Sinklar, wie sehen Sie aus?"

Er blickt verdutzt an sich herunter und bemerkt die Wollschuhe, diese wunderbaren Wollschuhe, über die er sich eben noch so gefreut hat und die jetzt daran schuld sind, daß er einen roten Kopf bekommt. „Verzeihen Sie, bitte! Ich konnte ja nicht wissen ... Aber wenn Sie sich einen Augenblick gedulden, werde ich mich sofort schön machen!"

„Nein, schön sind Sie nicht, aber komisch — und das ist auch etwas! Männer müssen komisch sein — wenigstens, wenn sie zu Hause sind und ohne Verpflichtung, starkes Geschlecht zu spielen. Männer, die auch zu Hause immer starkes Geschlecht spielen, sind gar nicht nett."

Er hilft ihr aus dem Mantel — einem sehr einfachen, festen Mantel, dem ein bißchen Pelzbesatz nichts geschadet hätte.

„So sieht es also bei Ihnen aus?" sagt sie und bleibt in der Tür stehen. „Sehr hübsch! Wirklich sehr hübsch! Und furchtbar gemütlich!"

„Das kommt ja alles noch auf Tante Emilies Rechnung ..."

„Ja, natürlich! Aber trotzdem: Sie passen ausgezeichnet hinein — Sie altes Fräulein männlichen Geschlechts! Ein anderer hätte alle diese hübschen Dinge vielleicht schon hinausgeworfen. Sie sind wohl ein sehr ordentlicher Mensch, Herr Sinklar?"

„Ordnung erleichtert das Leben ungeheuer, finde ich. Ich glaube, daß ich aus lauter Faulheit so ordnungsliebend bin."

„Männer sind überhaupt viel ordentlicher als Frauen. Aber zu dieser Feststellung bin ich eigentlich nicht hergekommen, sondern — — Wer ist denn das da?"

„Ein Jugendbildnis meiner Tante."

„Nicht möglich!" ruft Isa.

„Wieso?" fragt er verwundert.

„Ach — ich meine nur ... Ja, natürlich ist das Ihre Tante! Warum sollte sie es wohl auch nicht sein?"

Er hat das deutliche Gefühl, daß Isa innerlich sehr beschäftigt ist, beschäftigt mit einem Gedanken, den er nicht kennt. „Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Ja, danke!" Sie tut es und legt den unbekannten Gedanken energisch beiseite. „Nun, was sagen Sie dazu, daß ich Sie besuche? Mein Vater holt mich nachher ab; er hat in der Nähe einen Krankenbesuch. Ich stellte mir vor, daß Sie einigermaßen trübselig herumsäßen, heute ist doch Weihnachten, aber mir scheint, ich habe Sie ein bißchen unterschätzt. Wenigstens machen Sie keinen besonders trübseligen Eindruck."

„Ich habe ja mein ganzes Leben lang Zeit gehabt, mich an das Alleinsein zu gewöhnen. Aber es ist doch eine starke

Freude, daß Sie zu mir gekommen sind — so als Christkindchen, nicht?"

„Na, ein etwas massives Christkindchen!" sagt Isa. „Die Krippe sollen Sie mir zeigen, in die ich hineinpasse! Wissen Sie: Eigentlich bin ich enttäuscht, Sie so vergnügt zu finden. Sie bringen mich um den wohlberechneten Effekt. Haben Sie auch gelegentlich solche sentimentalen Phantasien? Ich hatte mich so schön in die Rolle des Weihnachtsengels hineingefühlt — und nun brauchen Sie gar keinen!"

„Doch! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich schon lange nach einem Paketchen suche . . . Aber Sie haben wohl keines?"

„Alles der Reihe nach!" sagt sie lächelnd. „Nein, ich habe kein Paketchen; denn ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht heute abend zu uns kommen wollen. Es gibt einen Karpfen. Ja? Sehr nett! Übrigens habe ich doch etwas mitgebracht, das für Sie vielleicht sehr wichtig werden kann. Eine Nachricht nämlich. Wir haben doch neulich — — Sie haben mir doch erzählt, daß Ihnen Ihre Zukunft recht unklar ist . . . Erinnern Sie sich? Ja, und da habe ich nun vor ein paar Tagen zufällig gehört, daß sich der Direktor des Städtischen Elektrizitätswerkes — na, was heißt da schon „Direktor"! — nächstes Jahr pensionieren lassen will. Genau genommen: Zufällig war es eigentlich nicht; denn er gehört zu unseren Patienten und ist sehr schwer verkalkt, daß es wirklich nicht mehr lange gehen kann. Er hat das mit uns besprochen. Und da dachte ich eben an das, was Sie neulich — — Ja . . ."

Sinklar betrachtet sie. „Ich habe gar nicht gewußt, daß der Ernst des Lebens so blond sein kann", sagt er langsam. „Aber Sie haben natürlich recht, und es ist sehr lieb von Ihnen!"

Isa bemüht sich, seinen Blick auszuhalten; aber plötzlich muß sie wegsehen und beginnt, ihren linken Handschuh auszuziehen. „Oder haben Sie den Eindruck, daß mich das nichts angeht? Ich meine — — Es liegt mir natürlich fern — —"

„Ganz und gar nicht!" sagt er und nimmt ihre Hand. „Ganz und gar nicht! Nein: Es ist wirklich sehr lieb von Ihnen, daß Sie so an mich denken! Sie haben vollkommen recht, Isa: Ich fange an, zu verbummeln, und wenn ich selber nicht die Energie habe, mich herauszureißen, so muß sie eben ein anderer haben, nicht wahr? Ja, was machen wir denn da? Glauben Sie, daß es überhaupt einen Sinn hat, wenn ich mich mit dem Gedanken befasse? Ich bin hier fremd; der gegenwärtige Direktor hat sicher einen Neffen, den er als seinen Nachfolger sehen möchte, und wenn er keinen hat, dann hat bestimmt der Bürgermeister oder der Rentamtmann einen. Und zu alledem bin ich zwar Ingenieur; aber kein Elektroingenieur; das ist nämlich ein ungeheurer Unterschied. Kurz und gut — —"

„Denken Sie mal: Zufällig ist kein Neffe da!"

„Das gibt es nicht!"

„Doch!"

„Wie wollen Sie das wissen?"

„Ich weiß es eben! " sagt sie und nimmt ein Fädchen vom Kleid. „In einer so großen Stadt wie Mundelfingen weiß man das doch . . . Um ganz ehrlich zu sein: Ich habe mich bei dem Direktor erkundigt — jawohl, ich habe ihn einfach gefragt . . ."

„So? Und was sagte er?"

„Er sagte: Nein, es sei niemand da. Er wäre sogar bereit, Sie gleich jetzt — mit Rücksicht auf seine Gesundheit — als Hilfskraft einzustellen, natürlich ohne Bezahlung, damit Sie sich einarbeiten könnten. Der Neffe sind also sozusagen Sie!" Isa hat einen sehr roten Kopf. Es ist heiß in der Stube. Sie nimmt den Hut ab, steht auf, tritt vor den Spiegel und beschäftigt sich mit ihrem Haar. Dann wendet sie sich um, an die Kommode gelehnt, die unter dem Spiegel steht, sieht Sinklar an und sagt kampfbereit: „Jetzt hab' ich mir aber sehr viel vergeben!"

Da steht auch Sinklar auf; er faßt ihre beiden Hände. „Das ist also Ihr Weihnachtsgeschenk?"

„Wenn Sie wollen, ja." Isa sieht ihm ganz gerade in die Augen.

Glauben Sie nun — ich meine, wenn wirklich etwas aus der Sache würde — glauben Sie, daß ich dann Lust habe, mein Lebtag so mutterseelenallein hier zu hausen?"

Isa zieht ihre Hände weg und stützt sie auf den Rand der Kommode. „Sie muten meiner Allwissenheit zuviel zu. Das sind Sachen, die Sie sich genau überlegen müssen — sehr genau, Sinklar! Und lange!"

„Wenn ich sie nun schon überlegt hätte?"

„Dann tun Sie es noch einmal — noch zehnmal! Ach, Gott, ich verstehe Sie recht gut! Ich bin über das Alter hinaus, wo man dumm tut. Aber ich will nicht, daß jemand mich heiratet — nur, weil er sich womöglich anstandshalber dazu verpflichtet fühlt. So!"

In Sinklar geht etwas vor, nichts Erfreuliches. Eben noch hat er Isa gegenüber eine gewisse Überlegenheit gespürt, weil sie ihm gestand, daß sie alles gut für ihn geordnet habe. Er war erregt und dankbar — das sind die Augenblicke, in denen Entschlüsse ganz von selbst kommen: Man handelt nicht, sondern es geschieht. Aber Isa, mit ihrer völligen und geheimnislosen Offenheit, hat die Gabe, alles Magische plötzlich in das Licht der Nüchternheit zu rücken; sie läßt sich von den Taschenspielertricks des Herzens nicht täuschen. Ist das nun gut oder schlecht? Es ist sachlich. Es trifft mit bewundernswerter Genauigkeit mitten in die Spannung, in den Wirrwarr der Gefühle, auf den einzigen empfindlichen Punkt, und nichts bleibt übrig als eine Schießbudenfigur, die mit mechanischen Gliedern zappelt, während ein ausgemergeltes Spielwerk das alte Lied „Ich liebe dich!" dazu klimpert. Das ist sehr vernünftig, vielleicht sehr mutig — aber schön, nein, schön ist es nicht.

Sinklar läßt die Arme fallen; die Schießbudenfigur steht still; das Lied ist verstummt. „Ja, Sie haben recht!" hört er sich sagen. „Das muß man sich freilich genau überlegen . . . Nun, es ist ja noch nicht aller Tage Abend, nicht wahr? Und man weiß ja auch noch nicht, ob überhaupt etwas aus der Sache wird. Jedenfalls danke ich Ihnen recht herzlich. Es war wirklich sehr lieb von Ihnen!"

Isa weiß längst, daß sie einen Fehler gemacht hat; aber sie ist nun einmal das, was sie eine „ehrliche Natur" nennt; dagegen läßt sich nichts machen. Es wird lange dauern, bis das wieder gut ist. Dumm! Na . . . „Nach Erledigung dieses Punktes der Tagesordnung", sagt sie, nun erst recht ehrlich, könnte eigentlich mein Vater auftauchen. Es scheint aber, daß er länger festgehalten wird, als wir dachten."

„Wollen wir nicht Tee trinken?"

„Nein, danke sehr! Ich muß noch ins Krankenhaus. Gestern ist eine von Waldemars Schauspielerinnen zusammengeklappt — seine Tochter übrigens."

„Was?! sagt Sinklar. „Die Jugend?"

„Ja, richtig!"

„Ernstlich?"

„Das will ich eben erfahren."

„Wenn Sie nichts dagegen haben, begleite ich Sie."

Sinklar geht, innerlich sehr beschäftigt, neben Isa durch den Abend und schweigt. Es ist ihm gar nicht mehr weihnachtlich zumute, aus verschiedenen Gründen. Die kleine Waldemar, die Jugend — seine Jugend!

Auf dem Wege nach dem Krankenhaus, das am entgegengesetzten Ende der Stadt liegt, spricht er kein Wort. Aber als sie endlich vor der fatalen Pforte stehen, fragt er: „Glauben Sie, daß ich mit hinaufgehen darf?"

„Warum nicht?"

Von den Schwestern ist keine zu sehen; sie haben gerade Christbaumfeier. Isa und Sinklar treten in Zimmer Nr. 17. Auf dem Nachttischchen brennt eine kleine Lampe mit einem orangefarbenen Schirm. Es ist warm und eigentlich ganz hübsch hier.

Marianne Waldemar liegt im Bett und lächelt Isa entgegen.

„Nun?"

„Danke! Es geht mir gut, aber ich bin traurig; denn nun haben sie in Wertenberg meinetwegen den Spielplan ändern müssen."

„Machen Sie sich doch deshalb keine Gedanken, Kleines! Was ist eigentlich festgestellt worden?"

„Ich glaube: gar nichts. Wenigstens hat man mir nichts gesagt. Es tut ja auch nichts weh! Aber man läßt mich nicht aufstehen . . ."

„Natürlich nicht!"

Während Isa mit der kranken Jugend spricht, bleibt Sinklar in einiger Entfernung vom Fußende des Bettes und betrachtet diese kleine Marianne Waldemar. Man tut, als ob er gar nicht da sei . . .

(Fortsetzung folgt.)

Versöhnung auf hoher See.

Skizze von Ernst Brasch.

Der Golf von Biskaya erfreut sich keines angenehmen Rufes. Erfahrene Seefahrer behaupten, daß er falsch und tückisch sei. Am besten soll man seine Unbilden im Rauchzimmer eines großen Passagierdampfers bei einer guten Flasche Burgunder bestehen können. Von einer solchen Lehre wußten die Heizer auf der „Adelheid Fischer" nichts. Wenn die lange Dünung vom Atlantik her lief und ihren Kohlendampfer zum Rollen und Schlingern brachte, wenn der Himmel Grau in Grau verhangen war und wenn der Sonnenuntergang ein seltsames Zwielicht brachte, dann wußten sie ganz genau, was ihnen bevorstand.

Das Schiff war vor zwei Tagen aus dem schmutzigen englischen Kohlenhafen in See gegangen. Während die Matrosen sich freuten, dem elenden Staub entronnen zu sein, saß die kleine Heizerwache im Logis mit der Aussicht, stundenlang im Heizraum und Bunker wieder Kohlen schaufeln zu müssen. Die Leute waren nach kurzer Ruhe aus der Koje gekrochen und warteten nun, daß der Jüngste von ihnen das Abendessen brächte. Sie riefen ihn Ente. Eigentlich hatte der Mann einen anderen Namen, aber sie nannten ihn so wegen seiner breiten Plattfüße, die ihm einen watschelnden Gang verliehen.

„Man sollte dem faulen Bengel eins über den Schädel geben! Jetzt hat es sieben Glas geschlagen, und der Kerl ist noch nicht hier mit dem Futter, schalt ein großer, vierschrötiger Heizer.

„Immer sinnig, Charley!" besänftigte ihn Paul, ein älterer Mann mit grauen Bartstoppeln. „Der Kahn schlingert sich die Seele aus dem Leib, und der Junge wird an Deck seine Schwimmfüße gebrauchen müssen, wenn er mit heiler Haut wieder in das Logis kommen will."

Da stolperte der Erwartete auch schon über die hohe Schwelle des Mannschaftsraumes. Sein bleiches Gesicht war naß. Aus der blauen, dünnen Hose troff Salzwasser. Mit zitternder Hand setzte er einen großen Teekessel auf den Tisch und eine leere Blechback. Fragend sah er die Heizer an.

„Wo ist die Suppe?" brüllte Charley.

Über Bord!" stieß Ente hervor. „Am Großdeck bin ich ausgerutscht, und die See hat mich mit dem Kopf gegen die Verschanzung geworfen. Den Teekessel konnte ich hochhalten, aber die Suppe ist futsch." Dabei wischte er sich mit dem Schweißtuch die Tropfen von der Stirn.

„Du bist ja ein feiner Steward", höhnte Charley, „kannst du dich nicht festhalten? Hier latscht man nicht über Deck wie auf der Reeperbahn. Jetzt können wir Margarinestullen fressen!"

Der Trimmer war von seinem Erlebnis an Deck noch so erschüttert, daß er auf diese Scheltworte keine Erwiderung fand. Desto deutlicher kam ihm seine elende Lage zum Bewußtsein. Er machte seine erste Reise zur See. Alles war neu und ungewohnt. Jede Arbeit, jeden Handgriff mußte er der steten Bewegung des Schiffes, dem ungewohnten Rollen und Stampfen anpassen. Dabei hatte er noch mit der Seekrankheit zu kämpfen und mußte sich an die muffige Luft im Logis, an den Öl- und Fettgeruch im Heizraum gewöhnen. Es kostete ihn viel Überwindung, jetzt mit seinen Kameraden friedlich am Tisch zu sitzen und zu essen. Aber die anstrengende Arbeit verlangte Kräfte.

Als die Heizerwache übellaunig und mißmutig auf ihrem Wege zum Heizraum an Deck kam, rief ein Matrose: „Hallo! Schwarze Garde, heute nacht kommt Leben in die Bude!" Sie achteten nicht darauf. Mit ihren Holzpantoffeln auf den Steigeisen und Flurplatten klappernd traten sie in den Heizraum und lösten die Kameraden ab. Charley warf einen Blick auf das Manometer und fluchte. Durch die Tür zum Maschinenraum war das regelmäßige, klopfende Geräusch der großen Schiffsmaschine zu hören. Wenn beim Stampfen die Schraube aus dem Wasser stieß, so daß sie ihre Kraft nur auf ein Gemisch von Luft und Nebel abgeben konnte, übertrug sich das Getöse und das Rattern auf den ganzen Schiffskörper.

Ohne lange zu warten, rissen die Heizer die Feuertüren auf; der Raum leuchtete in der Feuerglut. Die langen Krücken bohrten und brachen das Feuer auseinander und rissen den Schlackenkuchen heraus. Dampf, Hitze und Lärm erfüllten den engen Raum. Aber selbst diese schwere Arbeit genügte nicht, Charleys Zorn über das verpatzte Abendessen abzulenken. Er fluchte weiter. Dem jungen Trimmer erschien der halbnackte, schweißbedeckte Kerl wie der leibhaftige Teufel vor dem Höllenfeuer.

Bei der ersten Ungeschicklichkeit des Gehilfen brach des Heizers Wut wieder hervor. Er stieß den Jungen beiseite und holte zum Schlage aus. Da mischten sich jedoch die Kameraden in den Streit; alle ließen die Arbeit liegen, schlugen und schimpften aufeinander ein. Bis in den Lärm die laute Stimme des Maschinisten tönte: „Der Dampf fällt, und ihr unterhaltet euch, statt die Feuer zu bedienen. Los, an die Arbeit!"

Knurrend griffen sie wieder zu den Schaufeln. Aber die barsche Stimme eines diensteifrigen Maschinisten genügte nicht, den Frieden unter der kleinen Schar herzustellen. Da mußte erst eine stärkere Kraft einsetzen. Es ist ja auf See immer so. Eine höhere Gewalt sorgt für Einigkeit, wenn die kleinen Menschen vergessen, daß nur eine dünne Blechwand zwischen ihnen und den gewaltigen Elementen liegt.

Auch im Heizraum war jetzt zu spüren, daß der Sturm mit voller Gewalt über das armselige Schiff fegte. Wie ein Spielball wurde der Dampfer hochgehoben. Bald steckte er die Nase hoch in die Luft, bald schlug die Schraube wirbelnd ins Leere. In der letzten Stunde ihrer Wache vor den Feuern bemerkten die Heizer, daß sich die dumpfen Takte der Schiffsmaschine verlangsamten und allmählich ganz verstummten. Die Maschine stand. Der Dampfdruck stieg, die Feuer mußten herausgerissen werden. Maschinisten und Heizer arbeiteten verzweifelt, um der gefärlichen Lage Herr zu werden.

Der lange Charley riß die brennenden Kohlen von den Rosten. Bei einer hastigen Bewegung, die durch das schwere Schlingern des Schiffes verstärkt wurde, glitt er auf den schlüpfrigen Flurplatten aus. Mit dem Gesicht schoß er auf die glühenden Kohlen zu. Da packte ihn der junge Trimmer und riß ihn mit aller Kraft zur Seite. So fielen beide auf die Flurplatten und bekamen Zeit, sich mit Händen und Füßen aus der Nähe des gefährlichen Feuers zu winden.

Der ganze Vorfall spielte sich ab, während alle andern mit sich selbst genug zu tun hatten. Er genügte aber, zwei Menschen zu versöhnen, die sich eben noch für bittere Feinde gehalten hatten. Sie grinsten sich an, standen wieder auf und gingen an die Arbeit.

Eintönig stampfte die Maschine, leise wiegte sich die „Adelheid Fischer", als endlich die Straße von Gibraltar erreicht war. Heizer und Matrosen hockten auf der Reling und schauten auf die kahlen Felsen der Festung. Da legte Charley seine schwere Hand auf die Schulter seines Freundes und sagte: „Mensch, wenn du mich damals nicht festgehalten hättest, wäre mein Gesicht jetzt so holprig wie die spanische Küste da drüben. Das vergesse ich dir nie, und in Marseille gehen wir zusammen an Land!"

Bummel durch Para.

Von K. Günther Schaper-Iquitos (Peru).

Para ist eine weltbekannte Stadt. Man hat von hier aus zahlreiche und angenehme Verbindungen nach allen anderen Häfen der großen Welt. Reisende, zur Abfahrt gerüstet, versichern außerdem, daß es eine überaus schöne Stadt sei und daß es kaum liebenswürdigere Menschen gäbe als die Brasilianer. Was mit bescheidenen Erläuterungen noch verständlich werden wird.

Diese Stadt mit der großen Para-Bucht ist von alters her der eigentliche Schlüssel zum Amazonenstrom. Die eigenartige Verbindung des Tocantinsflusses mit dem Amazonas durch einen tiefen, für Ozeandampfer befahrbaren Kanal ersparte der Schiffahrt von jeher den gefährlichen Weg durch das Amazonas-Delta. Seine eigentliche weltwirtschaftliche Bedeutung hatte Para trotzdem erst in sehr neuer Zeit erworben, — im Augenblick fast wieder verloren, um sie jedoch in nächster Zukunft wahrscheinlich vermehrt zurückzugewinnen. Wenn der Amazonenstrom, der Erde größter und unbekanntester Fluß, der Nutzungs-

sucht einer geschäftsbeflissenen Menschheit dienstbar gemacht ist, wird man aus Para eine der glänzenden Metropolen der wirtschaftlichen Welt zusammenzementieren.

Eine kleine Probe goldschöpfender Allmacht baute bereits auf, was man noch heute das moderne Para zu nennen beliebt, entwickelte für zwei Jahrzehnte einen märchenhaften Reichtum. Aber und jedoch — die Quelle dieses Reichtums, das Urwaldgummi, das bei mäßiger Geschäftigkeit einen unverhältnismäßig hohen Gewinn abwarf und für das man in den nie betretenen Wäldern des Amazonas einen ungeheuren natürlichen Speicher besaß, — dieses Urwaldgummi hat heute seinen einstigen Wert verloren, seitdem einige ausgeruhte Köpfe das Plantagengummi in Ostindien und Sumatra aus dem Samen der wilden Bestände des Amazonas anbauten. Diese Pflanzungen beherrschen heute den Markt, weil sie stetiger der Nachfrage genügen und jeden Preis halten können. Am Amazonas ist es nichts mehr mit dem Geschäft, und so wartet man eben, wie man nur in Para warten kann: gleichmütig und geschmackvoll. Alle die vielen brillantgeschmückten Nichtstuer, die langsam aber sicher die einst erworbenen Vermögen im Schlendrian verzehren, haben eine Ruhe an sich, eine Gleichgültigkeit gegenüber den äußeren Entwicklungen ihres Daseins, die auf einen Tätigkeitsbeflissenen unheimlich wirkt. Man wartet und vertraut dem Urwald, der eines Tages ein neues Erzeugnis hergeben wird, aus dem man mühelos Reichtum und Annehmlichkeiten schöpfen kann.

Unendlich beruhigend ist es schließlich, zu warten, wenn man unter weiten Palmen- und Mangoreihen bummeln kann oder den Damen im Grand-Café den Hof machen darf. Natürlich „Grand-Café": der Treffpunkt der Highlife von Para, Pariser Eleganz und Krotoschiner Benehmen (vorausgesetzt: Krotoschin hätte ein Grand-Café)!

Die Hauptstraße trennt Para auffällig: Rechts liegen das Geschäftsviertel und die Wohnstätten der kleinen Leute; links versammelt sich alles, was Namen und Lippenstift hat, in meist protzigen Palästen im Stil verkannter Glanzzeit.

Netter sind die schmalen Gassen mit den flachen, kleinen Häuschen. Hellgrün, rosa, weißgestrichen oder mit bunten schönen Fliesen besetzt, weisen sie fast alle merkwürdige Räume vor, mit übermäßig hohen Fenstern und Türen und allzuhäufig mit einer Ausstattung, die eine gewisse Rührung erzeugt. Diese Räume sind auch wirklich nur Hinweis nach außen; man wohnt gar nicht in ihnen, man zeigt nur damit sogenannten Wohlstand und — Frömmigkeit. Die kindliche Inbrunst des Negers hat zu einem farbenfrohen religiösen Bilderkult geführt.

Zum Hafen hinunter, wo die großen Märkte sind, schiebt sich morgens ein Gewühl von Menschen und Maultieren durcheinander. Neger vom Hellbraun bis zum Steinkohlenschwarz, Indios, Chinesen, Zampos (Neger-Indianer-Mischlinge) und eine Menge nicht zu bezeichnender Farben und Züge. Hier beweist Para, daß es noch lebendig ist, beweist es durch Farbe, Gestalt und Geschrei. Vor allem Geschrei. Wenn es einem der starrsinnigen Maultiere auf halbem Wege einfällt, Platz zu nehmen und eine Stunde auszuruhen, gellt ein heulender Orkan auf, prasseln unzählige Tritte und ein Hagel von Schimpfworten.

Der Markt ist eine Fundgrube. Am Wasser liegen die flinken kleinen Boote, und aus ihnen schwanken lebendige Lasten von Fischen und Früchten. Ganz harmlos kann man eine Menge der absonderlichsten Dinge probieren und für ein paar Milreis einen ganzen Korb davon aufs Schiff schleppen lassen. Man kommt sich vor wie ein ganz kleiner Junge im Zoologischen Garten, achtungsvoll den zahlreichen Geiern ausweichend, die allenthalben unter polizeilicher Billigung zwischen den Ständen herumwanken, um die Abfälle zu verschlingen: die Gesundheitspolizisten Paras.

Wenn man die innere Stadt durchbummelt hat, wächst bald der Übermut; man setzt sich schließlich auf eine der gramvoll kreischenden Straßenbahnen und darf hier zusehen, wie die Schaffner an jeder Haltestelle ihre Fahrgäste einteilen: die Herren mit Kragen und Jackett — erster Wagen bitte! Alles ohne Wäsche — in den Anhänger! Nicht die Hautfarbe entscheidet hier, Kragen und Jackett trotzen einem Klima, in dem unverbogene Menschen Tausende von Jahren fast nackt gingen.

Der Schaffner ist meist ebenso schwarz wie unerhört höflich; wenn er durch den Wagen geht, strömt ein Hauch von Dienstbereitschaft und Rechtschaffenheit bis auf den letzten Platz. Trotzdem — trotzdem versuchte ein schlechter Brasilianer mir einzureden, man sei nur darum so höflich,, weil jeder weiß, daß der andere auch einen Revolver in der Tasche hat!

So fährt man also hinaus, wo die Bambushütten der Neger, Mulatten und Indianer stehen und die Straßen urplötzlich aufhören. Zehn Minuten kann man noch über buschige Wiesen stolpern und steht dann vor dem Urwald, der kaum ein Weitergehen gestattet, außer auf den schmalen Maultierpfaden, deren Dasein sich aber fast nur dem Eingeborenen offenbart.

Nun bleiben, unvergeßlich für den Ruhm Paras, noch die kleinen Kaffeehäuser, wo man einen Kaffee trinken kann, dessen Güte weit über die Gewohnheit eines europäischen Feinschmeckers hinausgeht. Dieses tiefschwarze Getränk übt auf den Kenner eine Anziehungskraft aus, der er in jedem verfügbaren Augenblick nachgibt, vorausgesetzt, daß man nicht auf das heimische Guaranagetränk, eine süßlich prickelnde Limonade, hereinfällt.

Daher kommt es, daß man bis zuletzt in solcher kleinen Kaffeestube nocheinmal und nocheinmal den besten Kaffee der Welt trinkt, bis eine seltsame Helligkeit durch den Kopf zieht und man mit einem richtiggehenden Kaffeerausch aufs Schiff schwebt. Atae logo, — Para! Auf Wiedersehen!

Sommer-Wanderung.

Der Himmel läßt den Sommer flammen.
Schon sind die Tulpen ausgebrannt.
Die Lerche hält den Chor zusammen,
Singfroh weiht jeder Musikant
Ersehnten heißen Rosen wieder
Die schönsten seiner alten Lieder.

Ich denke, altes Herz, da pochen
Auch wir die graue Hülle aus.
Die Sonne wird uns Trauben kochen
Zum Herbst als guten Wandrerschmaus.
Fiel mancher Tag welk von den Türmen:
Uns winkt noch Licht in Sommerstürmen.

Max Bittrich.



Bunte Chronik



Luxushotel für Mäuse, Affen und Laubfrösche.

Nachdem in Paris vor einiger Zeit ein luxuriöses Hundehotel eröffnet wurde, folgt England mit der Einrichtung eines Luxushotels für Tiere aller Art. Es ist ein riesiges Haus in Surrey, daß mit raffinierter Eleganz und allem Komfort der Neuzeit ausgestattet ist. Hier werden Tiere aller Art in Pension genommen, Katzen, Hunde, Meerschweinchen, Affen, sogar Mäuse und Laubfrösche können von ihren Besitzern zu einem Erholungsaufenthalt nach Surrey geschickt werden. Für die Tiere stehen je nach Wunsch „Ein- oder Mehr-Zimmerwohnungen" zur Verfügung, geräumige Boxen, in denen die Tiere die größte Bequemlichkeit finden. Dieses neu geschaffene Tierparadies hat 45 000 Mark gekostet. Die vierbeinigen Erholungsuchenden werden ständig von einem Tierarzt überwacht, livriertes Personal hat für ihre Bedienung zu sorgen, und die Direktion achtet streng darauf, daß jeder Wunsch der Pensionäre erfüllt wird. Es liegen bereits eine ganze Reihe von Anfragen vor, und das Tierparadies wird sich bald mit den verschiedenartigsten Haustieren spleeniger Engländer bevölkern. Englands Arbeitslose aber wissen nicht, wie sie ihr kümmerliches Leben fristen sollen . . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.